

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 24.

Samstag, den 4. Juli.

1908.

Der Juli.

Von Elmar Fernau.

(Nachdruck verboten.)

Nun braut die Hitze auf den Wäldern,
Die Farben leuchten wunderbar.
Nun reist es rings auf allen Feldern:
Auf seiner Höhe steht das Jahr.
Der Sense Lied beginnt zu klingen,
Erst einzeln nur, fern wie im Traum:
Die junge Brut probt ihre Schwingen;
Nur hängt die Frucht am Kirschbaum.

Die Hitze glüht. In tausend Farben
Glänzt Sonnenstrahl um Sonnenstrahl.
Bald deckt das Feld sich gelb mit Garben
In jedem fruchtbebauten Tal.
Es eilt der Tag. Die flüchtigen Stunden
Zieh'n ein im Julisonnenglanz,
Raum daß aus Rohn und Klee gewunden
Du einen bunten Blumenkranz.

Siehst du verträumt am Waldbesuche,
Am Bachesrand, am Wiesenrain, —
Genieße diese Sonnentage
Und schlürfe ihre Schönheit ein!
Die bangen Stunden eilen!
An dich heran, eh' du's geglaubt,
Und haben rasch dir, ohn' Verweilen,
Dein kurzes Sonnenglück geraubt.

Schau um dich! Lerne und begreife,
Wie köstlich doch das Leben ist!
Die weite Welt steht rings in Reife
Zu dieser Julisonnenfrist!
Das Lied vom Werden und Vergehen
Nacht sich vor deinem Auge breit,
Daß du das Leben lernst verstehen
In dieser lichten Julizeit! —

Vom Weltbund für Frauenstimmrecht.

(Eine imposante Kundgebung der Frauen aller Länder.)

Von Adele Schreiber.

Eine volle Woche lang hat Amsterdam Frauen aus allen Erdteilen beherbergt, die sich zusammengefunden hatten, um einheitlich für das Frauenstimmrecht zu wirken. Die Versammlung bot ein Bild von der Verschiedenartigkeit der Entwicklung, des Gesetzes und Rechtes in den einzelnen Kulturländern, sie zeigte, daß die politische Befreiung der Frauen Jahr um Jahr neue Gebiete erobert hat, daß die ganze Frage in Fluß ist und sicherlich die Hauptfrage heute nicht mehr lautet, ob die Frauen zur Teilnahme an den Bürgerrechten gelangen werden, sondern wann dies in ein oder dem anderen Lande der Fall sein wird. Bei weitem nicht alle Delegierten waren zu dieser

großen Tagung gekommen, um zu fordern, viele waren hier im Vollbesitz aller politischen Rechte, um von der guten Entwicklung ihrer Länder zu sprechen, in denen Männer und Frauen gemeinsam und unter den gleichen Bedingungen die Angelegenheiten des Staatshaushaltes beraten und regeln. Mehrere Abgesandte konnten als offizielle Vertreterinnen ihrer Regierungen auf Staatskosten erscheinen. So hatte die Regierung von Australien Mrs. Dobson, die von Utah, Wyoming, Colorado und Idaho Dr. Romania Penrose, Norwegen Gina Rios gesandt. Auch aus Dänemark wurden drei Damen auf Staatskosten aus dem Fonds zum Studium sozialer Fragen ausgerüstet. Die finnische Delegierte Anna Furuhjelm ist selbst als Abgeordnete tätig, die Isländerin Frau Brich Asmundsen sitzt im Stadtparlament von Reikjavik — all dies beweist, daß es sich längst nicht mehr um die Besprechung von Utopien handelte, sondern um die Kundgebung zu einer durchaus zeitgemäßen Frage. Der große Verband, der fast alle Kulturstaaten umfaßt, konnte auf dieser Tagung als neue Länder die Stimmrechtsvereinigungen von Bulgarien und die von Südafrika (der Cap-Kolonie und Natal) aufnehmen. Am meisten Interesse boten zweifellos die englischen Delegierten. Es gibt in England zwei verschiedenartige Frauenstimmrechtsbewegungen. Die älteste Richtung, die „suffragettes“, deren Führerin Mrs. Pankhurst gleichfalls erschienen war, kämpft seit über 40 Jahren, unter Vermeidung aller Zusammenstöße. Ihr war es gelungen, den Gedanken politischer Frauenrechte in weite Kreise zu tragen, das Land mit einem Netz von Organisationen zu überziehen, eine wunderbare Maschinerie auszubauen. Dennoch — die feingegliederte Maschine stand still, wollte nicht in Bewegung kommen. Nach wie vor speiste man die Frauen mit Versprechungen ab, die ganze Angelegenheit drohte im akademischen Jahnwasser stecken zu bleiben. Da traten die „suffragettes“ auf den Plan in der vollbewußten Absicht, Druck, Reibung, Flamme, Sturm zu erzeugen dadurch den Antrieb dieser wunderbar gebauten Maschinerie zu bewirken und es gelang. Belächelt, beschimpft, verachtet, ins Gefängnis geworfen wurden sie, aber die ganze Welt sprach von ihnen. Die Diskussion über das Frauenstimmrecht kam in England nicht mehr zur Ruhe, es wurde eine Kabinettsfrage, und es gilt allgemein als zweifellos, daß in wenigen Jahren der Kampf zugunsten der vollen Frauenrechte entschieden sein wird. Das haben mit ihrem Lärmen die „suffragettes“ getan. Beide Richtungen waren in Amsterdam vertreten, beide hatten glänzende Rednerinnen gestellt, und das Erfreulichste war die vornehme Größe, mit der sie sich gegenseitig anerkannten. „Wir sind beide nötig“, sprach die betagte Mrs. Pankhurst, „wir mit unserer ruhigen, abwägenden, vorsichtigen Methode, die unablässig aufklären, Sympathien gewinnen, ausgleichen, die anderen mit ihren siegreichen, aufopfernden Stürmen und Drängen.“ Jede einzelne der in Amsterdam anwesenden „suffragettes“ hat selbst schon Gefängnisstrafen erduldet und für diese Frauen der ersten englischen Gesellschaftskreise, es besaß sich z. B. darunter die nahezu 70jährige Schwester des Generals Frensh, ist das Erdulden der Gefängnisstrafe für gewöhnliche Verbrecherinnen (denn sie werden nicht als politische Gefangene behandelt) ein schweres Opfer. Wer immer die „suffragettes“ persönlich gesehen hat und sie kennen lernte, mußte sicher kein durch tendenziöse Berichte entstandenes falsches Urteil revidieren, der kann in ihnen niemals eine Schaar „lächerlicher, über-

„**Wanter Weiber**“, wie dies so oft behauptet wird, erbilden, sondern hochbegabte und opferbereite Kämpferinnen, die zur Erreichung ihres Zieles eine den englischen Sitten und Gebräuchen durchaus entsprechende, demonstrative Taktik wählen. Neben den Engländerinnen waren es die Vereinigten Staaten, die sich durch treffliche Frauen auszeichneten, so Mrs. Chapman-Catt, eine 60erlin mit weißem Haar, von bezwingender Güte und Liebeshäufigkeit, eine hervorragende Rednerin, die auch über viel gefunden Humor verfügt. Es darf ohne Eigenlob gesagt werden, daß die deutschen Frauen, die freilich leider noch wenig von politischen Rechten zu berichten haben, in jeder Weise gut vertreten waren und viel Erfolg hatten, so die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Frau Marie Stritt mit ihrer warmen Begrüßung, Dr. Anita Augspurg mit ihrer inhaltreichen Ansprache an die Jugend, Dr. Elisabeth Altmann-Gothheiner mit ihrem gediegenden Vortrag über „Stimmrecht und Arbeiterinnenfrage“. Zweifellos stehen die Deutschen, was Wissen, Durchforchtung des Stoffes, Gründlichkeit anbelangt, mit obenan, um so mehr ist es zu wünschen, daß dies bald in ihrem Vaterlande durch Verleihung politischer Gleichberechtigung anerkannt werde. Ungarn war durch zahlreiche Delegierte unter Führung der tüchtigen, begabten Rosika Schimmor repräsentiert, von weiteren Ländern seien neben den schon genannten erwähnt: Kanada, Osmanien, Neu-Seeland, Italien, Schweiz, Belgien, Rußland, Oesterreich, Schweden. Die holländischen Frauen hatten unter Leitung von Dr. Metta Jacobs eifrig gearbeitet, um den ganzen Kongreß vorzubereiten und hatten der Veranstaltung hunderte von Mitgliedern gewonnen — fanden doch die öffentlichen Vorträge in einem der größten Säle Amsterdams statt, der über 2000 Personen faßt. Auch die holländische Presse brachte durchwegs sympathische Berichte, einzelne Blätter gestanden offen ein, daß sie sich die Bewegung und deren Vertreterinnen ganz anders gedacht hätten, den günstigsten Eindruck gewonnen haben von der Sachlichkeit und Ordnung der Tagung, von diesen ernst arbeitenden Frauen, unter denen sich ebensowohl ehrwürdige alte Damen mit geistvollen feinen Zügen, als anmutige Erscheinungen, mit allem Liebreiz fräulicher Jugend befinden. Als Fazit mag gelten, daß in denjenigen Ländern, die das Frauenstimmrecht schon haben, es sich bemerkbar macht durch intensive Mitarbeit der Frauen an sozialen Reformen, insbesondere haben die weiblichen Wähler und Abgeordneten bewirkt, verbesserte Ehegesetzgebung, gleiche Elternrechte, gleichen Lohn für gleiche Leistung bei Mann und Frau, gleiche Zulassung zu allen Bildungsanstalten unter gleichen Bedingungen, Verbesserung des Bildungswezens, Verbesserung von Jugendschutz und Jugendfürsorge, Verkürzung der Arbeitszeit, Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs und des Glückspiels. Auf all diesen Gebieten sind bemerkenswerte Erfolge errungen worden, es ist auch charakteristisch, daß in jenen Staaten der amerikanischen Union, die noch kein Frauenstimmrecht haben, die männlichen Sozialreformer Anhänger desselben sind, die allmächtige Partei aber des Alkoholkapitals, die Brauer, Destillateure etc., große Mittel für die gegenwärtige Kampagne aufwenden. Die abgelaufene Tagung hat in Holland einen tiefen Eindruck hinterlassen, ihr Widerhall wird nicht verfehlen, sich auch in den anderen Ländern fühlbar zu machen. Die nächstjährige Zusammenkunft findet in London statt.

Der Wert des Seebades.

Von Dr. G. Schütte.

(Nachdruck verboten.)

Die Eigenart unserer Zeit, das Hasten nach Erwerb und Genuß, die Erziehung des Fortkommens in jedem Berufe, alles dieses stellt zweifellos größere Anforderungen an unsere Lebenskraft, als das in früheren Zeiten der Fall war, wo Dampf und Elektrizität noch keine Rolle spielten. Ohne die vielfachen Verbesserungen auf allen Gebieten und ganz besonders auf dem der Gesundheitspflege würde es übel um die Menschheit stehen. Es ist darum nicht immer Modesache, sondern ein dringendes Bedürfnis, was die Menschen dazu treibt, in freien Stunden Erholung in der freien Natur zu suchen und womöglich in der warmen Jahreszeit in ein Bad zu reisen. Das ist ohne Frage der Gesundheit zuträglich, auch ohne Bade- oder Trinkkuren. Was in der sogenannten Sommerfrische in erster Linie wirkt, das ist die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise, die Veränderung des Klimas, die Bewegung und Atmung im Freien. Die schönste und reinste Luft aber findet man im Seebade. Es gibt in der Tat keine bessere Erholung für Körper und Geist als die Seeluft und die Wirkung der Sonne am Meere. Wenn der Schrecken vor der Seekrankheit nicht wäre, würden das Seebad und die Seefahrt zweifellos bald die beliebtesten Erholungsmittel sein. Die Seekrankheit ist weit besser als ihr Ruf. Viele

Menschen werden gar nicht von ihr befallen, und fast alle Befallenen überwinden sie nach kurzer Zeit und befinden sich dann wohler als vorher.

Es handelt sich bei dem Aufenthalt in einem Seebade um zwei Heilfaktoren, das Seebad und die Seeluft.

Der letzteren fällt der größere Anteil an den Erfolgen einer Kur zu, weil der Körper dauernd unter dem Einfluß der Seeluft steht, während die Einwirkung des Seebades nur wenige Minuten am Tage dauert. Die Seeluft ist die einzige, welche wirklich frei von Staub und Bazillen ist, aus dem Meere selbst und aus kleinen Inseln. — In Küstenbädern ist die Reinheit nicht so groß, aber immerhin noch rein zu nennen. An der Küste enthalten hundert Liter Luft etwa tausend Bazillen, während in der Großstadt die Bakterienzahl dreißig bis vierzigmal größer ist.

Wer einmal Seeluft geatmet hat, vergißt sie niemals. Mit wahrem Behagen atmet man die richtige Seeluft ein und läßt sich von den frischen Seebriisen anwehen, die trotz ihrer oft starken Bewegung niemals Erkältungen bringen, weil die Luft durch ihren hohen Druck und ihren Wassergehalt die Verdunstung von der Haut in richtigen Schranken hält. Von hohem Wert für die Gesundheit ist ferner die Gleichmäßigkeit der Temperatur, die im Sommer nicht mehr als drei Grad Tagesschwankung hat, die im Juli und August durchschnittlich drei Grad niedriger, im September und Oktober zwei Grad höher ist als die Landluft.

Die Seeluft wirkt wohltuend ein auf die Atmungsorgane, befreit schnell von Störungen des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Lunge. Sie ist ein vorzügliches Mittel gegen den viel gefürchteten und verbreiteten Keuchhusten der Kinder, bei dem jedes andere Heilmittel versagt. Alle Blutarme, Strophulose, Nervenschwäche und Brustkrankheiten haben meist großen Nutzen von einem längeren Aufenthalt im Seebade oder auf einem Schiff. Das seltene Vorkommen der Lungenentzündung bei Seelenten beweist schlagend, wie groß die Heilkraft der Seeluft bei dieser gefürchteten Krankheit ist. Die Lungenatmung wird in der Seeluft wesentlich entlastet, indem die Hautatmung durch Beförderung der gasförmigen, also unmerklichen Ausdünstungen beschleunigt wird. Im Seebade soll man es sich zur Regel machen, nur die Nacht im Zimmer zuzubringen, den ganzen Tag aber sich im Freien aufzuhalten, selbst bei den Mahlzeiten. Selbst Regenwetter sollte kein Hindernisgrund sein, da an solchen Tagen die Luft am reinsten und ozonhaltigsten ist.

Beim Seebad wirkt das Wasser durch seinen Salzgehalt, welcher in der Ostsee ein bis zwei Prozent, in der Nordsee drei bis vier Prozent beträgt. Der Wellenschlag ist in der Nordsee kräftig, oft sogar gewaltig, in der Ostsee dagegen ist er nur mäßig stark durch das Fehlen der Flut. Die Sommertemperatur des Seewassers schwankt zwischen 13 und 23 Grad. Die Temperatur der Ostsee ist im Juli und August um zwei Grad höher, im September um ein Grad niedriger als die der Nordsee. Die gewöhnliche Sommertemperatur des Seewassers ist 13 bis 15 Grad, daher wirken in der Regel Seebäder wie Kaltwasserkuren in den Heilanstalten, nämlich wärmeentziehend und nervenberuhigend. Während die Wärmeentziehung durch die kurze Dauer eines Seebades nur eine oberflächliche Abkühlung der Haut darstellt, ist der Nervenreiz ein sehr kräftiger. Im Anfang muß man diesen Reiz dadurch abschwächen, daß man sich sehr langsam entkleidet und den Körper in der Luft erst abkühlt. Später kann man sich schneller entkleiden und untertauchen, dann ist die Haut schon abgehärtet. Die erste Wirkung eines kalten Bades ist die Blässe der Haut und die engen Gänsehaut, welche durch Zusammenziehen der glatten Muskelfasern entstehen. Die Folge davon ist Blutüberfüllung der inneren Organe und Blutdrucksteigerung. Die glatten Muskelfasern werden durch tägliche Übung gekräftigt, was einen Schutz gegen Erkältungen bedeutet. Gleichzeitig wird durch den erhöhten Blutdruck eine größere Arbeitsleistung des Herzens und damit eine Stärkung des Herzmuskels erzielt. Daraus folgt aber auch, daß man zum Baden in der See gesunde Arterien und ein kräftiges Herz haben muß. Bei Herzkrankheiten und bei Verkrüppelung der Arterien, der bösen Arteriosklerose, sind Seebäder nur mit der größten Vorsicht, am besten unter Leitung eines Arztes, zu nehmen.

Ein Seebad ist gut bekommen, wenn während oder gleich nach dem Ankleiden in der Haut ein angenehmes Wärmegefühl eintritt. Wenn aber nach dem Ankleiden ein Frösteln noch lange Zeit andauert, die Haut sich nicht röten will, dann ist das kalte Bad nicht bekommen. Man muß dann durch Frottieren und Marschieren den Blutumlauf beschleunigen. In allen Fällen ist nach dem Bade ein halbstündiger Spaziergang am Strande, oder bei empfindlichen Personen an geschützten Stel-

ten zu empfehlen. Gleich nach dem Bade sich in den Strandröcken zu setzen oder in den Sand hinzulegen ist für niemanden zu empfehlen. Nach dem Spaziergang nehme man ein gutes Frühstück ein, auf welches man bei Bedürfnis ein Schlässchen folgen lassen kann. Nicht zu empfehlen ist die Gewohnheit mancher Badegäste, sich nach dem Bade durch den reichlichen Genuß von starkem Bier oder Wein zu erwärmen.

Natürlich steigert die Bewegung des Meeres die Wirkung des Bades, indem sich dadurch ein verstärkter Kältereiz bemerkbar macht. Dieser Reiz ist am stärksten beim Beginn des Bades und schwächt sich mit der Dauer des Bades ab, bis schließlich die Haut den Wärmegrad des Wassers annimmt. Dann erst ist das Bad begünstigt. Dann aber soll man das Wasser verlassen. Dieser Zeitpunkt tritt je nach der Gewährung in zwei bis vier Minuten ein. Das erste Bad, wenigstens in der Nordsee, sollte nur ein Eintauchen und Verlassen sein. In der Ostsee braucht man bei ruhigem Wetter nicht so ängstlich zu sein. Die Nordsee ist immer bewegt, am stärksten zurzeit der Flut, welche stets als Badezeit benutzt wird.

Dies und das von der Frau.

Die Frauen bei der Wahl. Stimmrecht haben sie ja nicht, aber bei der Wahl im 12. Berliner Landtagswahlbezirk hat sich gezeigt, in welcher Weise die Frauen bei der Wahlarbeit mitwirken können. Die Arbeit wurde freiwillig geleistet und die Damen haben sich sowohl im Wahllokal selbst wie als „Schlepper“ bewährt. Ja, namentlich bei der Heranholung säumiger Wähler hat weibliche Liebenswürdigkeit und Ueberredungskunst große Triumphe gefeiert. Hören wir, was der Vossischen Zeitung darüber geschrieben wird: Da wurde mutig unter militärischer Begleitung selbst in die Kaserne eingebrungen, um irgend einen säumigen Wähler zu seiner politischen Pflicht zu holen. Dort behauptete ein Koch, daß er unmöglich Herd und Pfanne verlassen könne; prompt belehrte ihn die weibliche Junge, daß es noch nicht Abendbrotzeit sei und der Spargel ein paar Minuten weiter kochen könne. Hier erklärte ein Ladeninhaber, sein Geschäft selbst auf kürzeste Zeit nicht verlassen zu können, ohne die Rundschaff zu schädigen; doch der weibliche Spürsinn erspähte im Nebengemach die Frau Gemahlin, die sicher im Dienste der Menschheit gern und gewissenhaft, wie schon oft zu anderen minder wichtigen Gelegenheiten, den Herrn und Gebieter vertreten könne. Das half. In vielen Fällen, wenn dem Umworbenen mit intensiver Wärme versichert wurde, daß es gerade auf seine Stimme noch ankomme, konnte er der besseren Erkenntnis nicht widerstehen. Ein Portier erklärte brummig, durch eine Fußverstauchung am Wahlgange verhindert zu sein. Durch freundliches Angebot eines Autos wurde er zum Wahllokal fein und sicher hingefahren. Ein anderer gab eine verletzte Hand als Hinderungsgrund an. Die Frau fand schnell ein gut wirkendes Mittel; ein Arzt sei gerade im Wahllokal zur Stelle, dem es ein Vergnügen sei, die leidende Hand zu untersuchen. Einem Jaghaften, der noch nie gewählt hatte, wurde freundlichst Mut zugesprochen und ihm selbst das Geleit gegeben. Kurzum, es wehte ein frischer Geist durch die allerneueste weibliche Arbeit.

Weibliche Tischler sind in nordischen Ländern keine Seltenheit, und zwar ergreifen, wie dies ja meist bei neuen Frauenberufen der Fall ist, Mädchen mit einer besseren Vorbildung solche praktische Berufe. Vereinzelt gibt es in Dänemark, Norwegen und Schweden auch selbständige weibliche Tischlermeister. Uebrigens dürfen wir in Deutschland bald ebenfalls eine solche Meisterin aufzuweisen haben, denn schon seit einiger Zeit ist Fräulein Else Bauernfeld als erfolgreich geprüfter Tischlergeselle tätig.

Zur Geschichte des Sonnenschirms.

Nachdruck verboten.

In jenen Monden, da die Sonne heiße Strahlen auf unseren Planeten herabsendet, gedenkt man der Schutzmittel gegen die sengenden Glut und der Sonnenschirm wird ein wichtiges Toilettenrequisit. Der Schirm hat eine lange Vergangenheit. Der Urschirm war wohl ein großes Palmenblatt, das ein Tyrann grauer Vorzeiten zum Schutze gegen die südliche Sonne von einem Sklaven über sein erhabenes Haupt halten ließ. Bald aber fand man an dem einfachen Produkt der Natur kein Genüge mehr, der erfinderische Geist des Menschen ersann einen künstlichen Schirm. Schon in den Ruinen Ninives entdeckte man Malereien und Skulpturen, auf denen man offen abgebildete Sonnenschirme, in der Form den unserigen sehr ähnlich, gewahrt wurde. Diese Schirme waren an den Rändern mit Quasten und an der Spitze mit einem Zierat versehen. Auch

in der Mitte der Wagen erhoben sich an langen Stöcken Sonnenschirme. Im Lande der Pharaonen bediente man sich ihrer ebenfalls, die vornehmen Ägypter wandelten „beschirmt“ in den Sykomoren- und Tamarindenhainen des Nillandes. Doch sind es immer nur die Herrscher, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, über welche der Schirm sich ausspannt, irgend einem anderen Sterblichen verleiht er auf keinem allertümlichen Kunstwerke erquickenden Schatten. Seit undenklichen Zeiten schon ist im Morgenlande der Sonnenschirm das Symbol und Attribut der Macht, des Ansehens, der Vornehmheit und des Reichthums. Bei den alten Griechen und Römern war er auch ein Emblem des Dionysos oder Bacchus. Der Geschichtschreiber Heliodorus von Alexandria berichtet, daß in Arkadien ein Fest zu Ehren des Bacchus begangen wurde, welches man die „Sciaria“ nannte. Dabei führte man die Statue des Gottes in öffentlicher Prozession einher. Mit Weinlaub bekränzt stand sie in schön geschmückter Sänfte, daneben schritt eine vornehme Jungfrau, welche einen Sonnenschirm, als Zeichen der Göttlichkeit des Gefeierten, über die Statue hielt. Der Komödiendichter Aristophanes läßt Prometheus mit dem „Skadeion“, d. h. Schattenspender, erscheinen. Bei den alten Römern bediente man sich des Sonnenschirms vorzüglich auch in den nach oben offenen Amphitheatern. Die Gemahlinnen der Cäsaren und Patrizier besaßen Schirme von Elfenbein. Die Ellavin, welche ihn trug und über ihre Gebieterin ausgespannt hielt, nannte man „Umbelliferal“. Für die Frauen der niederen Stände bestand der Schirm aus Linnen, das über einen Reifen gezogen war, oder auch aus Leder, selbst aus rohen Tierfellen. In den ältesten christlichen Gotteshäusern stand der Priester, am Altare die Messe lesend, unter einem Schirm in Form eines Baldachins. Der Baldachin verblieb der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag. Auch den alten Angelsachsen war der Schirm nicht unbekannt, wie eine Zeichnung im British Museum in London bezeugt. Um das erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts erschien ein Buch, das über „Sonderbarkeiten und Originalitäten“ berichtete; dies erzählt von dem frühen Gebrauche der Sonnenschirme in Italien und Spanien, wo ihn selbst Reiter benützt haben sollen. Von Paris aus wurde 1752 geschrieben: „Hier tragen die Leute bei sonnigem Wetter Sonnenschirme, um die Hitze von sich abzuhalten und ganz ähnliche Schirme auch, um sich vor Regen und Schnee zu schützen.“ Wenig Jahrzehnte später erschien er in England, wohin ihn ein Soldat, namens John Macdonald, im Jahre 1778 von der Pyrenäenhalbinsel brachte. Macdonald wurde erst ausgelacht, wenn er mit seinem Schirme, den er in seinem nebligen Vaterlande wohl hauptsächlich als Regenschirm gebrauchte, auf der Straße erschien, bald aber erkannte man die Trefflichkeit des Schirmes und Macdonald fand viele Nachahmer. Nach dem deutschen Reiche gelangte der Schirm erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Auch im Märchenland ist er bekannt. Landmann spannt seinen Zauberschirm mit den herrlichen Traumbildern über müde Schläfer aus und frei und ohne Schranken wandelt dieser durch alle Räume.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat der Schirm überall Aufnahme gefunden, Frau Mode hat sich seiner ebenfalls bemächtigt, in allen Spielarten und Preislagen tritt er heute auf seit langem hat er seinen ursprünglichen aristokratischen Charakter verloren und ist allgemein geworden. M. S.

Allerlei Ratschläge.

Stedige Kupfer- und Stahlstücke wieder wie neu herzustellen. Man verfährt dazu auf folgende Weise: Auf einen halben Liter Wasser gibt man 30 Gramm pulverisiertes Natrium pyrophosphoricum — für ungefähr 20 Pfd. in den Apotheken erhältlich — und bringt das Wasser zum Sieden; hierauf gießt man dasselbe in eine flache Schale, welche zur Aufnahme des zu reinigenden Stiches bestimmt ist und legt letzteren hinein. Je nach dem jeweiligen Zustande des Stiches nun läßt man diesen einige Stunden, eventuell auch bis 1–2 Tage, in dieser Lösung liegen, spült denselben dann mit ganz reinem Wasser vorsichtig nach und hängt ihn zum Trocknen auf, oder man legt ihn auch auf reines Flichpapier zum Trockenwerden. Das Papier wird dadurch nicht im geringsten angegriffen, es erscheint nach dieser Prozedur vollständig gereinigt; das Vergilbte, sowie die häßlichen Stofsflecke verschwinden dadurch völlig. Da die Lösung geruchlos ist und eine überraschende Wirkung hat, so ist das Verfahren jeder anderen Methode vorzuziehen.

Um dem Zimmer im Winter den Blumenduft des Sommers zu verleihen, nehme man jetzt eine Vase und fülle diese mit einviertel Pfd. Lavendelblüten, einviertel Pfd. ganze Rosenblätter, einachtel Pfd. grobes Weizenpulver, ein Lot zerbrochene Ge-

Wurzeln, ein Lot zerriebene Butterrinde, ein Lot zerkleinerte Gewürzpfaffen; nach Belieben füge man noch zerriebene Vanille oder Tontabohne hinzu. Kochsalz wird lagenweise dazwischen gestreut.

Rußbaummöbel hübsch blank zu erhalten. Es ist eine bekannte Tatsache, daß namentlich Rußbaummöbel bereits im zweiten Jahre des Gebrauchs erheblich ausbleichen und dann ein trübes, schmutziges Aussehen bekommen. Diefem läßt sich leicht mit geringer Mühe und wenigen Kosten abhelfen. Man reibe zuerst die Rußbaummöbel mit gewöhnlicher Seife und einem Lappen sauber ab und reibe mit einem wollenen Lappen alle feuchten Stellen gut trocken. Alsdann bereite man eine Mischung aus zwei Eßlöffeln Provençeröl und einem Eßlöffel Rotwein, trage dies auf einen wollenen Lappen und reibe hiermit die Möbel tüchtig ab. Es kostet das etwas Kraftanstrengung und Mühe. Aber die Mühe wird auch belohnt.

Die Behandlung der Linoleumteppiche. Aelteres abgetretenes Linoleum ist jeden Tag aufzuwaschen und manchmal nach tüchtiger Reinigung mit warmem Leinöl einzureiben. Hellgrünem Linoleum ist immer der Vorzug zu geben, weil das dunkle Schmutz und Staub viel sichtbarer werden läßt. Neugelegtes Linoleum sollte man immer wischen und wie einen Parquetboden behandeln, wöchentlich jeden Tag mit einem wollenen Tuch trocken abreiben und einmal wöchentlich tüchtig bürsten. Um den Boden wieder hell und klar zu bekommen, bürstet man ihn alle paar Wochen mit einer Seifenbrühe auf und wischt ihn nachher ein.

Grau gewordene Mafaristränke lassen sich sehr leicht reinigen, indem man in einer kleinen Kinder-Padewanne einige Eßlöffel Schmierseife mit viel heißem Wasser anbrüht und eine Weile stehen läßt. Dann taucht man die Stränke nach Entfernung der Pflaunenfeder und der großen, braunen Kolben in die warme Seifenbrühe und zieht sie fleißig hin und her, bis sie hell sind, nimmt nochmals reines, warmes Wasser zum Ausschwenken, läßt die Gräser gut ablaufen und stellt die nassen Stränke zum Trocknen in einem Topf an einen warmen Ort, wo sich die verschiedenen Gräser nach einigen Tagen wieder aufs schönste entfalten. An den Spitzen der feinen Graswedel sollten sich keine Tropfen ansetzen, da sie sonst fest zusammenkleben und dünn bleiben. Wenn Gräser und Stiele trocken sind, biegt man die verschiedenen Drähte etwas zurecht und steckt die Pflaunenfedern etc. wieder hinein.

Um Zimmerpflanzen zu üppigerer Entwicklung zu bringen, lasse man einen passenden Weißblech-, oder einen gebrannten irdenen Einsatz für den Pflantisch machen, an welchem eine kurze Röhre mit verschließbarem Hahn sich befindet. In diesen Einsatz stellt man die Töpfe mit ihren Unternäpfen und gießt Wasser in den Einsatz. Die Verdampfung des Wassers wird besonders für die Entwicklung der Palmen und der Wasserpflanzen sich besonders günstig erweisen, auch für die Bewohner des Zimmers wirkt sie wohlthätig, da sie die trockene Winterluft, besonders im Winter, immer etwas feucht erhält. Der Hahn an der Röhre dient dazu, das Wasser, ehe es fault, bequem abzulassen. Man erneuert dann das Wasser.

Um Brüsseler Teppiche vorzüglich zu reinigen, nimmt man einen Eimer kaltes Wasser und einen halben Eimer Wasser, gemischt mit einer kleinen Overtasse Salmial und ebensoviel Spiritus oder guten Brantwein. Nachdem man den Teppich glatt auf den Fußboden gelegt, tauche man einen neuen feinen Aufnehmer in die Mischung, ringe denselben leicht aus und beginne, einen Teil des Teppichs damit kräftig zu reiben; wenn man glaubt, die Stelle sei rein, reibe man mit klarem Wasser sogleich nach. Ist auf diese Weise der Teppich ganz fertig, hänge man denselben zum Trocknen glatt auf. Das Wasser muß sehr oft gewechselt werden, und ist der Teppich sehr groß, auch einmal die Mischung.

Reinigen von Gipsstatuen. Gipsstatuen werden trocken mit trockenem Gipsmehl abgestaubt und erst wenn sie sehr schmutzig sind, auf folgende Weise mit Wachsfarbe gestrichen: Zuerst wird die Figur mit gebleichtem Leinölstrich, welchem etwas weiße Oelfarbe zugesetzt ist, getränkt, nach 2-3 Tagen mit dickerer Oelfarbe, die durch Terpentin verdünnt und streichgerecht gemacht wird, überzogen, und wenn der Schmutz noch durchscheint, nachdem sie trocken, noch einmal mit Oelfarbe gestrichen. Man streicht die Farbe mit kurz gebundenem Pinsel dünn und kräftig auseinander, nicht von oben nach unten, sondern wirr durcheinander. Nachdem die Oelfarbe ganz trocken ist, wird die Wachsfarbe ebenso dünn aufgestrichen. Sie dient nur dazu, den häßlichen Fettglanz und das Gelbwerden der Oelfarbe zu beseitigen, und ist eine durch Wachs stumpf gemachte Lackfarbe.

Kräutereisig. Vier Hände voll Fliederblumen, vier Hände Dragon, drei Hände Basilikum, an den Stielen abgepflückt, ein Viertel Pfund getrocknete Kistenschoten — Papaver Rhoeas ? —

oder Moosblumen. Darauf gießt man acht Flaschen besten Weinessig, verlorst das Gefäß — am besten eine große, weithalsige, grüne Flasche — fest und stellt sie einen Tag in die Sonne. Dann hebt man sie kühl, lustig und trocken — der Rost darf nicht anschwärzen — auf und sieht öfters nach.

Gesundheitspflege.

Die sogenannte Nesselsucht, die manche Menschen nach dem Genuß ganz gewisser Speisen, wie Krehse, Erdbeeren usw. befallt, zeigt eine Verdauungsstörung an. Sie geht nach einiger Unbequemlichkeit bei geeigneter Diät rasch wieder vorüber. Der Gebrauch von Karlsbader Salz zur regelrechten Frühjahrskur ist anzuraten; wobei dann jeden Morgen nüchtern ein Teelöffel oder Kaffeelöffel voll Salz, in einem Wasserglase voll Wasser aufgelöst, genommen wird. Dabei ist die betreffende, die Nesselsucht hervorruhende Speise natürlich überhaupt zu vermeiden. Wer den pridelnden, wenn auch ganz ungefährlichen Ausschlag schon hatte, wird sich die Entbehrung, selbst wenn sie für ihn eine Be- deutet, auferlegen müssen.

Die Sünden der Eltern. Den engen Zusammenhang zwischen Geistesstörung und erblicher Belastung durch Alkoholismus der Eltern hat neuerdings Dr. Schöner in umfangreichen Untersuchungen über die Insassen der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Bonn nachgewiesen. Bei nahezu 5000 männlichen und weiblichen Geisteskranken wurden Fragebogen über die Abstammung ausgefüllt. Es ließ sich, obwohl ja vielfach die nachträglichen Untersuchungen erschwert waren, bei einem Drittel der Männer und der Hälfte der Frauen direkte erbliche Belastung durch Trunksucht der Eltern feststellen!

Schulbachtärten. Man hat bei uns noch nicht gelernt, bei dem knappen Raum der Großstadt sich die Dächer nutzbar zu machen. Durch eine andere Bauart unserer Häuser, durch Anlage von Spielplätzen und Gärten auf den Dächern, könnte den Bewohnern der Städte, insbesondere der städtischen Jugend, die so unbedingt nötige Erholung auf freien Plätzen geboten werden. Grund und Boden sind im Reichthum der Stadt gewöhnlich viel zu teuer, als daß hier Fürsorge in ausgiebiger Weise getrieben würde. Der Raum der Dächer wäre fast kostenlos und Amerika zeigt uns, was durch zweckmäßige Verwendung alles erreicht werden kann. Fast alle neueren Häuser Newyorks haben einen Dachgarten. Große Unternehmungen bieten dort ihren Angestellten Erholungsplätze. Klubhäuser und Restaurationen machen die Dachgärten im Sommer zu ihren wertvollen Attraktionen und auch die Schulen haben in der Einrichtung dieser Gärten eine außerordentliche Verbesserung gefunden. Manche Dachgärten, die sich über ganze Straßenzüge hinziehen, können bis zu 2000 Personen fassen. Auf den Schulbachtärten sind geräumige Spielplätze angelegt, die auch während der Ferien zur Verfügung stehen, und abends, wenn die Schulkinder den Platz nicht mehr braucht, finden auf der Höhe der Wolken-träger Freikonzerte statt, bei denen sich die arme Bevölkerung Newyorks von der schier unerträglichen Sommerhitze der Stadt erholt.

Schwachsinige Kinder. Ein Vortrag, den der bekannte Psychiater Professor Ziehen über die Erkennung des Schwachsinns im Kindesalter hielt, mahnt aufs Neue an die großen Aufgaben, die der Gesamtheit gestellt werden, wenn wir die traurige Erscheinung des Schwachsinns wirksam bekämpfen wollen. Aufs engste zusammenhängend ist diese Frage mit der Bekämpfung des Alkoholismus. Bei 15 von 100 der schwachsinigen Kinder Berlins ließ sich Alkoholismus der Eltern nachweisen. Noch weit größer aber ist jene Schar, bei der sich die geistige Minderwertigkeit von Generation auf Generation vererbt. Bei einem vollen Drittel der Berliner Schwachsinigen war der geistige Defekt durch Vererbung verursacht, so daß auf solcher Grundlage die Forderung durchaus berechtigt erscheint, es möge alles geschehen, um Schwachsinige sowohl von der ehelichen wie von der außerehelichen Fortpflanzung fernzuhalten. Hierzu würde sich vor allem die dauernde Unterbringung in Kolonien als wirksames Mittel erweisen, und selbst relativ hohe Kosten dürften ruhig aufgewandt werden, um zu verhüten, daß immer aufs Neue Schwachsinige geboren werden, die für die Gesellschaft eine schwere Last und eine große Gefahr darstellen. Als fernere Ursachen für den Schwachsin erwähnte Professor Ziehen Störungen der Schwangerschaft, Frühgeburten, schwere Entbindungen, als Entstehungsursachen, die auf dem Wege des vererbten Mutterchums, der Arbeiterinnengefährdung, der Wöchnerinnensfürsorge, erheblich vermindert werden können. Von großer Bedeutung ist die frühzeitige Erkennung des Schwachsinns im Kindesalter, damit möglichst bald geeignete Behandlung und Heilerziehung einsetzen kann.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 155.

Samstag, den 4. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

„Es ist nicht schön von Ihnen, mir, einer alten Freundin, von so einem wichtigen Schritte nichts mitzuteilen, besonders nachdem es sich um die Heirat mit einem Mädchen handelt, das bis zu seiner Volljährigkeit noch unter meinem Dache wohnen sollte. Ich hätte triftigen Grund, zu zürnen, aber ich will Sie besser behandeln, wie Sie mich. Bringen Sie mir Iris, wir wollen dann diesen törichtesten kleinen Zwist beilegen.“

Das böse Lächeln auf ihren Lippen verhieß nichts Gutes. Sie klingelte.

Schicken Sie diesen Brief sofort in die Hillstreet; der Mann soll auf Antwort warten.“

„In Befehl, Mylady.“

„Hierauf eilte Claudia an das Telephon, das halb verborgen von Blumen auf einem Tische stand, das Schöne mit dem Nützlichen verbunden.“

„Kann ich Herrn Cardrew sprechen?“

„Lady Desmond hier.“

„Ja, in Geschäften.“ — „Ja, in Bezug auf Fräulein Coventry.“ — „Ich werde sofort kommen. Adieu.“

Sie hing das Hörrohr an seinen Platz zurück und ging in ihr Schlafzimmer, wo ein weißer Federnhut und eine duftige Stola aus weißen Straußenfedern für sie bereit lag.

Als sie das Automobil bestieg, das vor der Türe gewartet hatte, blieben viele Passanten stehen, um der schönen, eleganten Frau nachzusehen, deren Blicke sich reizvoll von dem dunklen Hintergrunde abhoben. Schnell glitt der Wagen durch die Straßen, nach Vincolns-Inn-Fields, einer Stätte altväterlichen Friedens, die einer Oase gleich inmitten der verkehrsreichsten, lärmendsten Straßen Londons lag. Das Auto hielt an einem Edhaufe. Mit leichtem Wanken stieg Claudia die Treppe hinauf. Was würde sie hören? Sie hatte Mark immer mit der Annahme einer Wissenden behandelt; Tatsache jedoch war, daß sie ebenso wenig wußte als jener und nur deshalb hierhergekommen war, um diesem Manne, der Einblick in so viele Familienverhältnisse hatte, wenn möglich dieses wichtige Geheimnis zu entlocken.

Sie mußte nicht lange warten und wurde in ein komfortables Zimmer geführt, dessen Fenster auf den Platz gingen, auf dem die Tauben im warmen Sonnenschein geschäftig hin und her flogen.

Bei ihrem Eintritt erhob sich ein kleines, mageres Männlein, einem vergilbten Pergamente gleich, wie Claudia spottend dachte. Sie kannte ihn schon lange. Mit förmlicher Verbeugung begrüßte er sie. Sie schien das ganze Zimmer auszufüllen mit ihrem Spitzengeriesel, der wehenden Boa, dem großen Hut und Schirm, den sie achtlos auf einen Stuhl warf. Eine Atmosphäre betäubenden Beiliedenduftes umhüllte sie.

(Nachdruck verboten.)

„Nun, Herr Cardrew,“ sagte sie in ihrer lebhaftesten Art, „nicht wahr, ich hätte schon längst kommen sollen, aber hier bin ich nun endlich einmal und Sie wissen schon warum.“

„Wegen Fräulein Coventrys Heirat vermuthlich.“

Cardrew begriff Lady Claudia nicht. Er hatte ihre Pflichtvergessenheit immer mißbilligt und jetzt gefiel ihm ihre übertriebene Art ebenso wenig.

„Ja, und denken Sie nur, daß das Ganze hinter meinem Rücken, ohne meine Erlaubnis abgemacht worden ist. Man hat mich mit unerhörter Rücksichtslosigkeit behandelt.“

„Wir doch nicht, hoffe ich,“ antwortete Cardrew mit kalter Höflichkeit.

„Nein, aber dieses junge Ding! Lassen wir das gehen zu uns müssen sie ja doch kommen, Herr Cardrew, nicht wahr, wir sind die einzigen Personen, die ihnen Aufschluß erteilen können.“

Herr Cardrew hüstelte etwas verlegen. „Ich wollte Mylady sowieso schreiben, um Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die junge Dame in nächster Zeit volljährig wird. Ich dachte, Fräulein Coventry sei noch bei Ihnen.“

„Es ist also wahr, daß sie schon so bald volljährig wird. Die Geldangelegenheiten sind wohl alle in schönster Ordnung.“

„Den Bestimmungen gemäß ist eine Summe von hunderttausend Pfund für sie deponiert, eine schöne Mitgift auch für einen Prinzen Steinburg.“

„Viel zu viel für Iris,“ rief Claudia bitter. „Aber wenn ich denke, daß dieses Geld eigentlich unserer Familie gehören sollte! Welchen Dank haben wir je gehabt für alles, was wir ihr getan haben?“

„Es ist ohne Zweifel ein außergewöhnlicher Fall,“ bemerkte Cardrew in leisem, mildem Tone, der merkwürdigerweise von der leidenschaftlich vibrierenden Stimme Claudias abfiel.

Diese rückte ihren Stuhl näher heran. „Nun, mein lieber Herr Cardrew,“ ihre Stimme war plötzlich weich und schmeichelnd geworden, „bitte, legen Sie einmal Ihre geschäftliche, kühle Zurückhaltung ab und sagen Sie mir alles ja alles über Iris. Es ist nicht mühsame Neugier, ich habe Sie ja nie belästigt,“ fuhr sie in überredendem Tone fort, „wenige wären so geduldig gewesen wie ich, obwohl mir das gesetzliche Recht zustand, alles zu wissen. Jetzt aber — Sie begreifen es doch — jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, um klar zu sehen und alles offen zu besprechen.“

Herr Cardrew seufzte. Er konnte sich eines leisen Mißtrauens gegen Lady Desmond nicht erwehren und während

ne so eindringlich auf ihn einsprach, lachte in seinem Geiste die Erinnerung an eine merkwürdige Unterredung vor ungefähr fünfzehn Jahren auf. Er sah sie noch vor sich, die stolze Lady Bellingham, Claudias Mutter, ihre noch immer aufrechte Gestalt, ihr blaßes Antlitz durchfurcht von der Rost der Leiden und Jahre, ihre mageren Hände, die krampfhaft den Rand des Schreibtisches umklammerten, während sie sich im Eifer des ernstesten Gesprächs vorbeugte. Sie hatten von Claudias Vormundschaft gesprochen. „Wenn ich nur jemand andern wüßte,“ murmelte sie, „irgend jemand, dann würde ich sie ihr nicht anvertrauen, aber ich weiß niemand.“

Ja, Lady Bellingham hatte entschieden sein Mißtrauen geteilt und doch war sie gezwungen gewesen, auf sie zurückzukommen, wie auch er sich gezwungen sah, ihre Fragen zu beantworten.

„Ich bin bereit, Ihnen offene Auskunft zu erteilen.“
Claudia beugte sich neugierig vor.

XXIII.

Endlich sollte sie also die Lösung des Rätsels vernemen, das sie schon so lange gereizt hatte.

Herr Cardrew räusperte sich. „Ich will ganz offen mit Ihnen sein und bedauere nur, daß ich so wenig mitteilen kann und daß dies Wenige so unbefriedigend ist.“

„Unbefriedigend?“ rief Claudia aufgeregt. Sie dann rasch beherrschend, lächelte sie ihn an. „Bitte, fahren Sie fort!“

„Ich muß eingestehen, daß ich nicht die geringste Ahnung habe, wer Fräulein Coventry ist. Ihre Mutter, Lady Bellingham, ließ mich im Frühjahr 1895 zu sich kommen und teilte mir mit, daß sie sich einer Operation unterziehen müsse, die möglicherweise einen schlimmen Ausgang nehmen könnte. Unter anderem teilte sie mir mit, daß sie die Vormundschaft eines kleinen Mädchens übernommen hätte, Iris Coventry, ungefähr zehn Jahre alt, daß sie mir die Verwaltung des Vermögens anvertraue, sagte mir dann auch, wie und wo das Geld angelegt war und erwähnte schließlich, daß Sie ihr in der Vormundschaft folgen sollten. Ich erinnere mich noch genau an die Worte der armen Dame, die merkwürdig doppeltinnig klangen. „Ein Geheimnis, das im Interesse der Meinen aufgeklärt werden sollte, hängt mit dem Kinde zusammen; da aber noch eine zweite Person im Spiele ist, deren Auf vernichtet wäre, weiß ich wirklich nicht, was meine Pflicht ist.“ Ich wagte es, Mylady Vorstellungen zu machen, wie dieses Geheimnis des Kindes Leben verderben und verdüstern könnte, wenn die Kleine einmal ihres — Lady Bellinghams — mächtigen und liebenden Schutzes beraubt sein würde. Lady Bellingham war tief unglücklich, aber sie blieb fest. „Es hängt mehr davon ab, als Sie ahnen, Herr Cardrew,“ und damit schloß die Unterredung. Die Operation fand statt; bald darauf starb Ihre Mutter, leider ohne noch einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein.“

„Das ist also alles?“ rief Claudia bitter enttäuscht. Sie hatte eine sensationelle Nachricht erwartet, die sie dann wie eine Bombe ins feindliche Lager geschleudert hätte. Auch in Iris Interesse war dies eine sehr unbefriedigende Auskunft.

„Es bliebe noch etwas zu sagen,“ fuhr Cardrew zögernd fort, „aber es geht mir wie Ihrer Mutter, ich bin mir nicht klar darüber, was meine Pflicht ist; ich weiß nicht einmal, ob ich recht daran tue, es Mylady gegenüber zu erwähnen.“

„Aber bitte, mein lieber Herr Cardrew, wie können Sie da nur einen Augenblick zweifeln? Meine Mutter übergab mir doch die Vormundschaft über Iris und schon um des lieben Kindes willen sollte ich einen klaren Einblick in die Verhältnisse gewinnen.“

Lady Desmond sprach sanft und einschmeichelnd, dem girrenden Voden einer Waldtaube gleich.

Zweifelnd, voll Unbehagen blickte sie der alte Mann an, dann stand er langsam auf und prüfte den Inhalt einer Binnkassette, die am anderen Ende des Tisches stand.

Claudia sah im mit gierigem, argwähnem Blicke zu;

als er endlich ein vergilbtes Blatt ergriff, erst bedächtig die Brille putzte und zurechtlegte, da mußte sie an sich halten, um es ihm nicht hastig aus der Hand zu reißen.

„Soll ich es für Sie lesen?“ fragte sie.

Der alte Advokat übergab es ihr aber nicht. „Es ist ein Brief Ihrer verstorbenen Mutter an eine Frau Teddington, der das Kind offenbar bis zum Tode Ihrer Mutter anvertraut war. Tatsächlich ist den Briefen, deren ich mehrere besitze, nicht zu entnehmen. Aber sie enthalten doch so manches, das Licht in das Dunkel bringt. Ich werde Ihnen, wenn Sie es erlauben, einige derselben vorlesen.“

„Liebe Frau Teddington! Ich bin sehr froh, daß Sie so verschwiegen sind und ich mich völlig auf Sie verlassen kann.“

Es ist mir viel lieber, wenn man das arme Kind nur unter dem Namen Iris Coventry kennt; denn auf den anderen hat Sie, wie Sie wissen, nicht den geringsten Anspruch. Bringen Sie Iris so wenig wie möglich mit Menschen zusammen und wenn der Pfarrer noch einmal Fragen an Sie stellt, dann schreiben Sie mir und ich werde Ihnen sagen, was Sie antworten sollen. Es ist ja schrecklich traurig für die arme Kleine! Daß ich Ihnen vertrauen kann, ist mir ein großer Trost.“

Cardrew legte den Brief auf den Tisch und blickte über die Brille hinweg zu Lady Desmond hinüber.

„Ich hätte diesen Brief sehr gern,“ sagte diese mit vor Begier zitternden Stimme, so sehr sie sich auch mühte, ihre Erregung zu bergen.

„Sie haben natürlich ein Recht darauf und ich möchte mich nicht ungerufen in diese Sache einmischen. Aber es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie mit dem Gebrauch dieser Briefe sehr vorsichtig sein müssen; man könnte ihnen eine fatale Auslegung geben und es wäre unverantwortlich, wenn die Zukunft des jungen Mädchens dadurch vernichtet würde.“

„Glauben Sie denn nicht, daß es besser wäre, wenn man diesem Mann, der sie wirklich liebt, alles rückhaltlos offenbart und es nicht darauf ankommen läßt, daß ihm von einer anderen Seite alles Mögliche hinterbracht wird?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Cardrew ängstlich und bestürzt. „Jedenfalls wiederhole ich meine Bitte. Mylady möchten mit diesen Briefen äußerst vorsichtig verfahren. Ich habe auch noch einen Brief von Frau Teddingtons Sohn, der nach dem Tode ihrer Mutter deren Briefe zurückandte, damit sie nicht in unrechte Hände gelangten. Ein sehr ehrenwertes Verfahren“, fügte Cardrew bei.

Claudia hatte die Briefe sofort in die Tasche gesteckt und trachtete nun, sobald als möglich fortzukommen.

„Glauben Sie nur ja nicht, daß ich diese Briefe Prinz Steinburg bringe. Ich werde sie meiner Schwester zeigen, der Sie, wie ich wohl weiß, mehr Achtung und Sympathie entgegenbringen als mir“, fügte sie scharzend bei. „Ehe ich aber gehe, sagen Sie mir, hatten Sie selbst nie eine Vermutung?“

„Allerdings, aber ich weiß nicht, ob ich der jungen Dame nicht ein großes Unrecht zufüge. In demselben Jahre, von dem wir sprachen, war im Hause Ihrer Mutter eine junge Erzieherin Fräulein Mauley, die sich dann verschiedenen zu Schulden kommen ließ und plötzlich verschwand. Ich hörte immer, daß Ihre Mutter sich in Ihrer gewohnten Güte des Mädchens annahm, warum nicht auch des Kindes?“

„Das glaubte auch Moira immer“, sagte Claudia, dieses Mal die Wahrheit sprechend. Ihre Augen waren zu Boden gesunken, im Geiste sah sie die Gestalt der stets heiteren Erzieherin, die so innig mit den Erinnerungen an ihre Jugendzeit verwoben war. Ein weicherer Ausdruck lag auf ihren Zügen als sie sich erhob, Cardrew jedoch hielt sie noch einen Augenblick zurück.

„Sagen Sie mir“, und seine dünne Stimme zitterte vor innerer, bei ihm seltenem Erregung, „sagen Sie mir, ob Fräulein Coventry wirklich glücklich ist, keinen Kummer, keine Sorgen hat? Ich meine, ob alles glatt und ohne Schwierigkeiten geht?“

Claudia lachte grell und bitter auf. „Sie heiratet einen Mann, dessen jährliche Rente sich ungefähr auf hunderttausend Pfund beläuft! Sie ist gesund und guter Dinge und hat den Gipfel ihrer ehrgeizigen Wünsche erreicht. Nennen Sie das „in Sorge“ sein?“

„Mehr wollte ich nicht wissen“, sagte der alte Mann, der sich nicht bewegen ließ, das geringste beizufügen.

Als Claudia ihr elegantes Auto bestieg, flossen ihr diese letzten Worte wieder ein und es reute sie, ihn so rasch abgefertigt zu haben.

Ich wette, der alte Fuchs hielt mit irgend etwas hinter dem Berge, dachte sie. Er sah so geheimnisvoll aus.

Ihre Augen leuchteten böshaft auf, Schlimmes kündend, als sie an die kostbaren Briefe in ihrer Tasche dachte.

XXIV.

Fris sah die Tage schwinden wie in einem süßen Traum besungen. Es schien ihr unsäglich, daß sie vor nicht zu langer Zeit ihr Leben noch wie ein Schulmädchen zugebracht hatte, daß sie außer Frau Courtland keine Freunde besessen, keine Freuden und Vergnügen gehabt hatte außer jenen, die ihr das alltägliche Leben bot. Auch sie hatte ihre sehnsüchtigen Träume gehabt, jene süßen, unschuldigen Lustschlösser, die jede Mädchenseele beschäftigen; dann war die Reise nach Westindien gekommen, die Begegnung mit Mark Sampden, die erste Regung der Liebe in ihrem Herzen, die plötzliche, niedererschütternde Entdeckung seines Betruges — eines Betruges, den keine Frau je vergibt. Der Schlag war so brutal gewesen, daß er die Liebe sofort ertötele, nur die Wunde, die ihrem Stolz geschlagen worden war, brannte noch. Die Augen waren ihr geöffnet worden, sie erkannte den Ernst des Lebens und wurde sich mit Schrecken ihrer Einsamkeit bewußt. Sogar die Dienste der guten Frau Courtland waren mit Geld erkauft worden. Es gab auf der ganzen, weiten Welt nicht ein menschliches Wesen, das zu ihr gehörte. Noch war sie zu unerfahren, um das Selbstsame ihrer Stellung klar zu erkennen, aber sie fühlte das Demütigende derselben. Als echtes Weib schaute sie sich nach dem starken Halt eines Mannes und oft schloß sie die Augen und dachte, wie schön es wäre, wenn warme Mutterarme sie umschloßen!

In dieser Stimmung traf sie Prinz Steinburg, als er seine Werbung wiederholte. Jung, hübsch, ihr leidenschaftlich ergeben, wollte er die Frau, die er liebte, in den Sonnenschein des Lebens erheben, ihr die Achtung der Männer, die neidische Bewunderung der Frauen sichernd.

Fris' Herz war von Dankbarkeit erfüllt, die sich in jene tiefe, leidenschaftliche Liebe wandelte, welche nur Frauen empfinden können. An seiner Hand schien sie in ein Wunderland angelangt zu sein, dessen gültige Fee Lady Wollingham war.

Steinburg war der aufmerksamste, liebevollste Bräutigam. Er nahm jeden Augenblick ihrer freien Zeit in Anspruch, bis schließlich alle anderen Menschen drängen in der Welt die reinsten Schattenbilder waren, nur er und sie allein lebten. Und doch blieben ihr auch die bangen Stunden nicht erspart; denn so übergroße Liebe mußte auch große Sorgen im Gefolge haben. So angenehm Steinburg auch war, leicht war er nicht zu behandeln. Sie fühlte, daß er von der Frau, die er liebte, eine fast übermenschliche Botschaft verlangte, damit sie auf der hohen Stufe bleiben könne, auf der er sie gestellt. Er war immer ein verwöhntes Kind des Glücks gewesen und würde schwerer unter der geringsten Kleinigkeit leiden, als andere unter den härtesten Schicksalsjahren.

Vom Großherzog Johann hatte er einen ungemein liebevollen, väterlichen Brief bekommen, den er Fris voll Zerknirschung zeigte.

„Lies ihn selbst, Liebling!“

Mit Mühe entzifferte Fris die für viele Deutsche so charakteristischen kleinen Buchstaben. Der Großherzog beglückwünschte Prinz Steinburg wärmstens zu seiner vortrefflichen Wahl und fügte hinzu, daß er mit Ungeduld darauf

warte, Prinz Steinburgs Frau kennen zu lernen, die dieser ihm so bald als möglich bringen müsse.

„Er hat sehr lieb geschrieben. Du verehrst ihn sehr, nicht wahr?“

„Ungemein, auch Du wirst es bald tun! Wie stolz werde ich sein, wenn ich Dich an meinen, an alte Zeiten gemahnenden, streng zeremoniellen kleinen Hof bringe. Wie schön wirst Du sein!“

Fris lächelte etwas gezwungen. „Du legst meiner Schönheit etwas zu viel Wert bei. Was tätest Du, wenn ich zum Beispiel durch Brandwunden verunstaltet würde? Würdest Du mich dann nicht mehr lieben?“

„Ich täte immer meine Pflicht“, antwortete er, aber die Grimasse, die er bei diesen Worten schnitt, sagte viel.

„Du hängst viel zu sehr am Aeußerlichen, Rudolf!“

„Wirklich, kleine Puritanerin? Nun, Du magst recht haben; aber alle, die ich kenne, sind und denken wie ich.“

„Ich nicht“, sagte Fris ruhig; „wenn ich Dich einmal liebe, dann ist es mir ganz gleichgültig, ob Du schön oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm bist.“

„Immer dieses „Wenn“,“ sagte der Prinz, sie zärtlich an sich ziehend. „Kannst Du nicht einmal sagen: Weil ich Dich liebe, Rudolf. Das möchte ich einmal hören. Wirst Du es je aus vollem Herzen sagen können?“

Sie waren allein in der stillen, alten Bibliothek, drei Tage vor ihrer Hochzeit.

Fris schaute plötzlich auf; ihre ganze Seele lag in ihren Augen. „Ich will es jetzt sagen“, flüsterte sie leise. „Weil ich Dich liebe, Rudolf, gibt es nichts auf der weiten, weiten Welt, was diese Liebe mindern könnte. Kannst Du das selbst sagen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Junggesellen.

Seitdem unser Kaiser in seiner jüngsten Rede von der Möglichkeit der Einführung einer Junggesellensteuer gesprochen hat, wird von den Junggesellen nicht nur unsere ledige Damenwelt, sondern auch der große Kreis der Politiker angezogen. Hier wie dort regt sich die Hoffnung. Die heiratslustige Damenwelt hofft und wünscht, die neue Steuer werde die Junggesellen in den schützenden Hafen der Ehe treiben, wo verlangende Arme sich ihnen entgegenstrecken; die geplagten Steuerhändler erblicken in dem Junggesellen dagegen den geheimnisvollen Felsen, an den man nur zu klopfen braucht, um sich dann die goldenen Schätze in den Schoß rinnen zu lassen. Und in der Mitte zwischen harrenden Mädchenherzen und hoffenden Steuerhändlern steht der Junggeselle, wie ein gehetztes Wild, das keinen Ausweg sieht vor seinen Verfolgern. Doch das ist nur die Bestürzung des ersten Augenblicks; mit der Zeit kehrt die klare Ueberlegung zurück, und der Junggeselle fragt, wer will nur etwas? Von welchem Lebensjahre ab gebeten die Herren denn die Junggesellensteuer zu erheben? Vom 25ten? Nun, das wäre zu früh; Das ist ja gerade die Zeit, in der man die Grundlagen für den künftigen Hausstand legt. Vom 30ten? Auch da ist manch einer noch nicht so weit, eine Familie ernähren zu können. Für die Junggesellensteuer muß eine Altersgrenze, gleichzeitig aber auch eine Grenze des Einkommens festgelegt werden. Das ist bei der unendlichen Verschiedenartigkeit der Fälle keine Kleinigkeit, so daß das drohende Unheil die Häupter unserer Junggesellen so bald nicht trifft. Daß mancher Junggeselle nur aus egoistischen Gründen ein Hagestolz wird, soll nicht geleugnet werden; und daß so einer, der von den Sorgen und Lasten eines Vater Familien verschont bleibt, mehr als dieser auf den Altar des Vaterlandes opfern kann, steht außer Frage. Freilich wird dieser Kreis kein besonders großer sein, so daß auch der Ertrag aus einer Junggesellensteuer, wenn eine solche zur Einführung gelangen sollte, karg genug ausfallen wird. Aber das Reich braucht seine Hoffnung bei der bevorstehenden Finanzreform glücklicherweise auch nicht bloß oder auch nur vornehmlich auf die Junggesellensteuer zu setzen. Wenn die Steuerjähre im deutschen Reiche auch ganz allgemein etwas angezogen wird, so ist und bleibt der deutsche Steuerzahler doch noch besser daran, als seine Schicksalsgenossen im Auslande. Denn während auf den Kopf der deutschen Bevölkerung eine Steuerlast von 34,40 M. entfällt, zahlt man in Frankreich durchschnittlich 63,19 und in England sogar 66,45 M.

Vermischtes.

Der Todezug der Pest in Indien. Aus London wird berichtet: Das letzte, im Jahre 1907 veröffentlichte Blaubuch über die Verhältnisse in Indien bringt eine Reihe höchst bemerkenswerter Zahlen über den Stand der Pest. Es scheint, daß alle Versuche, diese furchtbare Plage Indiens einzuschränken, fruchtlos bleiben. Die Zahl der Opfer der Pest im Jahre 1906 ist gegen das Vorjahr in nichts zurückgegangen und nur innerhalb der einzelnen Distrikte lassen sich Verschiebungen in der Sterblichkeitszahl nachweisen. Nach wie vor erreicht die Zahl der Opfer der Pest in Indien in einem Jahre fast die furchtbare Summe von einer Million! In Bombay ist die Zahl von Opfern von 224 000 auf 71 400 gesunken, auch die mittleren Provinzen und Madras sind von der Plage verhältnismäßig freigebblieben. In Punjab verzeichnet man 334 900 Pestopfer gegen 396 000 des Vorjahres. Dagegen hat die Krankheit in Bengalen und in den vereinigten Provinzen einen neuen schrecklichen Aufschwung genommen; die Todesziffern stiegen von 126 000 auf 380 000. Dort ist die Pest seit 1899 in stetem Wachsen. 1900 zählte man 92 800; seitdem ist die Summe von Jahr zu Jahr gewachsen. Angesichts dieser erschreckenden Zahlen richten sich alle Blicke auf den Pest-Erforschungskongreß. Die Ärzte und Gesundheitsbeamten haben in den letzten Monaten bedeutende Experimente über das Verhältnis der Rattenpest zur Menschenpest angestellt und über den Zusammenhang zwischen den Rattenwanderungen und der Ausbreitung der Pest. Ob aber diese Experimente mehr bringen werden als theoretische Aufklärungen, ob es der Wissenschaft endlich gelingen wird, den Krankheitsherd allmählich zu beschränken, dafür sprechen einstweilen leider noch keine überzeugenden Anzeichen.

Die Tüte des Objekts. Ein äußerst komischer Zwischenfall ereignete die Mitglieder des englischen Unterhauses unlängst in einer ihrer Sitzungen. Wieder einmal hat der Hut, dessen richtige Behandlung eine so große Schwierigkeit bietet, einen Parlamentarier in arge Verlegenheit gebracht. Einer der ältesten Gebräuche in dem an seltsamen Sitten so reichen Parlament besteht bekanntlich darin, daß der Abgeordnete durch Lüften des Hutes den „Speaker“ um das Wort bitten muß. Dieser antwortet durch ein Nicken des Kopfes. Hat der Abgeordnete so das Wort erhalten, so setzt er den Hut ab und kann nun mit seiner Rede beginnen. Aber um den Hut zu lüften, muß man immer erst einen haben. Nun hatte das ehrenwerte Mitglied Rawlinson zunächst keineswegs daran gedacht, in der Debatte das Wort zu nehmen, und seinen Hut im Erfrischungszimmer hängen lassen. Wie sollte er also der Sitte entsprechend um das Wort bitten? Ihm zunächst sah ein Mitglied der Arbeiterpartei, und Rawlinson wollte sich von diesem den Hut borgen. Aber bei näherem Zusehen erwies sich dessen Kopfbedeckung als ein riesenhafter Filzhut von phantastischer Form, so daß Rawlinson sich nicht entschließen konnte, sich mit ihm dem Parlament zu zeigen. Als er nun aufgeregt herumsuchte, da die Gelegenheit zur Interpellation vorüberzuziehen schien, bemerkte ein Kollege, der ziemlich weit von ihm entfernt saß, seine Verlegenheit und eilte ihm mit seinem glänzenden Zylinder zu Hilfe. Rawlinson ergriff ihn mit Freuden, dankte überschwänglich und stülpte, während er sich zu dem Sprecher wandte, mit einer ungestümen Bewegung den Hut auf den Kopf. Da aber bot sich dem erstaunten Hause ein grotesker Anblick: Der Hut war für das ehrenwerte Mitglied viel zu groß, und so verschwand der Kopf bis weit über die Ohren in seiner Riesenhöhle. Auf allen Bänken des Hauses war man inzwischen aufmerksam geworden, und ein homerisches Gelächter erfüllte den Raum; aber Mr. Rawlinson ließ sich nicht verblüffen, vielmehr energisch den Hut wieder hoch und hielt ihn gerade über seinem Kopfe. So kam er schließlich zum Worte und konnte reden. Vor zwanzig Jahren war Gladstone ein ähnliches Mißgeschick widerfahren, aber bei ihm war der Hut zu klein. Jedoch auch er hatte sich durch die allgemeine Heiterkeit des Hauses nicht verblüffen lassen.

Am Familientisch.

Auflösungen aus Nr. 151.

Dreißigbüge Charade: Schmerzreich.

Silben-Figur:

1. ~~Pa~~ 2. Leber, 3. Leander, 4. Ober, 5. Oleander, 6. Ozean, 7. Anker, 8. Kerker, 9. Kerze, 10. Zeder.

Zahlenpyramide:

a
a r
r a n
e r n a
a n g e r
g a r t e n

Charade: Liebeslust.

Zahlenrätsel.

1. Wilhelmshaven
2. Mlie
3. Linse
4. Helene
5. Elias
6. Lava
7. Manasse
8. Siemens
9. Hase
10. Alma
11. Wase
12. Eveline
13. Nahe.

Magisches Quadrat.

T	A	S	S	E
A	S	T	E	R
S	T	U	C	K
S	E	C	T	E
E	R	K	E	R

Wichtige Lösungen schickten ein: Anna Steinkauer-Wiesbaden, D. Schlommer-Wiesbaden, A. Duder-Wiesbaden, Ph. Leinberger-Wiesbaden, A. Georges-Rambach, Fritz Egenolf-Naurow, Rene Sand-Naurow, S. Palmer-Niederrhausen, D. Ewington-Bg.-Schwalbach, F. Wehnert-Schierstein.

Rapselrätsel.

Handwerk, Schleichhorn, Grenzjäger, Willkommen, Aderlaß, Heller, Sinne.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Zahlenchrift.

1 2 3 2 — 4 2 5 2 1 — 6 2 7 8 2 1 —
9 3 10 Sprichwort

(Schlüssel: 1 2 9 2 8 Bewohner Afrikas, 5 10 3 4 2 Gemach, 7 8 1 9 2 8 quälende Empfindung, 9 3 8 6 2 schmachhafte Frucht.)

Rebus.



Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes.
Druck und Verlag: Reibold & Franzbühler.